

«Abhängige haben ganz andere Probleme»

Der Zürcher Stadtarzt Daniel Schröpfer hofft, dass seine Patienten auch den zweiten Impftermin einhalten

REBEKKA HAEFELI

«Grüezi, Herr Doktor», sagt der Herr mit den verstrubbelten grauen Haaren, dem gebückten Gang und den Zahnlücken. Er streckt Daniel Schröpfer die Faust entgegen. Als dieser den Corona-Gruss erwidert hat, dreht sich der ältere Herr ab und verschwindet in den Räumlichkeiten der Kontakt- und Anlaufstelle (K&A) Kaserne an der Militärstrasse. Schröpfer ist Zürcher Stadtarzt und zu Besuch in der K&A. Der Herr mit den grauen Haaren ist einer seiner Klienten.

Wenig später trifft Schröpfer wieder auf ihn. Diesmal steht der Mann in der Warteschlange im Zelt hinter der Kaserne, vor dem abgetrennten Raucherraum, in dem Rauschgift auf Folien erhitzt und inhaliert oder aus Pfeifen geraucht wird. Der Konsum wird von Mitarbeitenden der K&A überwacht. Vor der Türe zum Raucherraum herrscht eine gestresste Stimmung. Wer in der Warteschlange steht, tritt nervös von einem Fuss auf den anderen; eine Frau dreht unablässig Runden, etwas Unverständliches vor sich hin murmelnd.

Daniel Schröpfer trifft sich an diesem Morgen mit Florian Meyer, dem Leiter der Kontakt- und Anlaufstellen. Mit ihm tauscht er sich regelmässig aus. Die K&A sind aus den Fixerräumen der neunziger Jahre entstanden. Hier können Abhängige ihre Drogen unter Aufsicht und hygienischen Bedingungen intravenös oder rauchend konsumieren. Ein Teil der Menschen, die hier ein und aus gehen, gehören zu den Patienten des Stadtarztes. Er kümmert sich in erster Linie um diejenigen, die in einer normalen Hausarztpraxis kaum tragbar sind und oftmals auch keine Krankenversicherung haben. «Das Problem ist, dass viele unserer Klienten Termine vergessen», sagt Schröpfer. «Bei einem konventionellen Hausarzt wird das nicht lange toleriert.» Dazu komme, dass diese Patienten oftmals laut, verhaltensauffällig und «olfaktorisch anspruchsvoll» seien, wie er es ausdrückt.

Impfaktion angelaufen

Im Gespräch mit dem K&A-Leiter Meyer geht es diesmal unter anderem um die Corona-Schutzimpfung. Der städtische Dienst bietet sie seit kurzem explizit Menschen in schwierigen Lebenssituationen an, etwa Obdachlosen, Prostituierten und Sans-Papiers. Um sich impfen zu lassen, braucht man keinen Ausweis und keine Krankenversicherung. Da die Mitarbeitenden der K&A ihre Klienten sehr gut kennen, versuchen sie, diese für eine Impfung zu motivieren. Noch ist es zu früh, um den Erfolg dieser Impfaktion abzuschätzen. «Abhängige Menschen haben noch ganz andere Probleme», gibt Schröpfer zu bedenken. «Wir hoffen, dass alle den zweiten Impftermin einhalten werden.» Tatsache sei, dass erstaunlich wenige Randständige an Covid-19 erkrankt seien, obschon sie sich schlecht geschützt und nicht konsequent Masken getragen oder Abstand gehalten hätten. Studien sollen dem Phänomen nun auf den Grund gehen.

Daniel Schröpfer bildet die Teams der K&A in medizinischen Fragen weiter und führt Sprechstunden vor Ort durch. Als Stadtarzt ist er häufig unterwegs; er ist auch für die Psychiatrische Poliklinik Zürich an der Badenerstrasse sowie die Suchtfachklinik beim Stadtspital Waid zuständig. Einer seiner Einsatzorte ist das Ambulatorium an der Kanonengasse, das medizinische Grundversorgung sowie eine gynäkologische und eine psychiatrische Sprechstunde anbietet. In der Walk-in-Praxis für Allgemeinmedizin können sich Klienten ohne Voranmeldung behandeln lassen. Hier empfängt auch der Stadtarzt eigene Patienten.

Am Eingang des Ambulatoriums nimmt ein Mitarbeiter die Triage vor. Er hört den Patienten zu und schickt sie je nach Problemstellung zur Blutentnahme, in ein ärztliches Gespräch oder auch in den Verbandsraum, wo Verletzungen aller Art versorgt werden. Das sind manchmal Abszesse oder auch die



Daniel Schröpfer kümmert sich um diejenigen Patienten, die in einer Hausarztpraxis kaum tragbar sind.

CHRISTOPH RUCKSTUHL / NZZ

sogenannte Wundrose, eine Entzündung, die sich oft an roten, geschwollenen Unterschenkeln zeigt. Ausgelöst wird sie durch Bakterien, die durch kleine Hautverletzungen eindringen, etwa zwischen den Zehen. In den hellen, hohen Räumen des Ambulatoriums Kanonengasse befindet sich auch eine Zahnarztpraxis. Das Ziel ist nicht in erster Linie die Zahnerhaltung oder die Ästhetik – es wird keine dentalhygienische Behandlung und schon gar kein Bleaching angeboten. Hier geht es um Schmerzfreiheit, und diese ist oftmals nur noch erreichbar, indem Zähne gezogen werden.

Beim Rundgang mit dem Stadtarzt durch das Ambulatorium ruft die Assistentin der zahnärztlichen Praxis am Computer das schematisch dargestellte

«Abhängige haben wie andere chronisch kranke Patienten eine Behandlung verdient.»

Daniel Schröpfer
Zürcher Stadtarzt

Gebiss einer Patientin auf: Fast jeder Zahn ist rot markiert, was bedeutet, dass er von Karies befallen ist. Dieses Bild, sagt die Assistentin, sehe sie häufig. Der Rauschgiftkonsum schädigt die Zähne. Oft warteten die Patienten aber lange, bevor sie zum Zahnarzt gingen, denn wegen der Drogen seien sie weniger schmerzempfindlich. Dann greift die Assistentin in eine Schachtel und bringt eine Kunststoffprothese zum Vorschein: die günstigste Variante eines künstlichen Gebisses. «Dieses liegt schon seit sechs Monaten hier», lacht sie, «der Patient, für den wir es anfertigen liessen, ist lange nicht mehr aufgetaucht. Er wird schon irgendwann wiederkommen.» Der Stadtarzt betont, ein guter Kauapparat sei wichtig, sowohl fürs Selbstbild und Selbstbewusstsein der Klienten

als auch für deren Ernährung. Diese sei häufig ohnehin mangelhaft.

Der 48-jährige Schröpfer wechselte im Sommer 2013 in den städtischen Dienst des Gesundheits- und Umweltschutzamtes. Zuvor hatte er die Notfallstation am See-Spital in Horgen geleitet; er kennt sich mit Notsituationen aus. Die Klientel hier und jene am See unterschieden sich stark, doch die Medizin sei nicht grundverschieden, hält er fest. «Hier wie dort ist das Zuhören das Wichtigste. Als Arzt muss ich herausfinden, was die Person, die vor mir sitzt, in diesem Moment am meisten braucht.» Schröpfer, der in Hamburg und Berlin aufgewachsen ist und seine Facharztbildung in innerer Medizin in der Schweiz absolviert hat, attestiert sich selber ein soziales Gewissen.

Vor acht Jahren – bevor er Stadtarzt wurde – hätte er sich auch in einer Privatklinik anstellen lassen können. Doch er sagt, ihm sei es ein Anliegen, «den vulnerablen Menschen, die man sonst nicht hört, eine Stimme zu geben». Darum, und weil er ein Typ sei, der gerne anpacke, habe er sich fürs Amt des Stadtarztes interessiert, auch wenn er hier weniger verdiene als an einer Privatklinik. «Ich hätte mich für ein Schiff und einen Ferrari entscheiden können, doch dieser Weg scheint mir richtig.»

Daniel Schröpfer ist fasziniert von der «Basic-Medizin», die am Ambulatorium praktiziert wird. Man beschränkt sich bei den Behandlungen aufs Notwendige, wie er sagt; der Kostendruck

Mehr als eine Million Impfwillige

Im Kanton Zürich haben sich bis Dienstag rund 1 020 000 Impfwillige registriert. Das entspricht 65 Prozent aller Einwohnerinnen und Einwohner – Kinder und Jugendliche einberechnet. Bereits doppelt geimpft sind 460 865 Personen, was etwa einem Drittel der Zürcher Bevölkerung über 16 Jahre entspricht. Im Juli dürften gemäss der Zürcher Gesundheitsdirektion

sei auch hier spürbar. Latenten politischen Druck gebe es, erklärt er und fügt gleich an, seine Mitarbeitenden und er müssten alle Untersuchungen gut begründen können.

Dem Mediziner ist es wichtig, auch zu zeigen, dass es Erfolgsgeschichten gibt: Geschichten von Abhängigen etwa, die es geschafft haben, sich dank einer Substitutionsbehandlung vom illegalen Rauschgiftkonsum zu befreien. An diesem Morgen empfängt er in der Sprechstunde im Ambulatorium einen etwas über 40-jährigen Patienten, der eine lange Drogenkarriere hinter sich hat. Der Klient, der ein unauffälliges Leben als Geschäftsmann führt, sitzt dem Arzt an einem Tisch gegenüber. Gegenstand des Gesprächs ist die Dosierung des Ersatzmedikaments.

Der Patient schluckt ein Langzeit-Opiat in Tablettenform, dessen Wirkung 24 Stunden lang anhält. Die Dosierung konnte er seit dem Beginn der Behandlung auf einen Zehntel der Anfangsmenge reduzieren. Der Wunsch des Patienten ist es, eines Tages ganz von der Substitutionstherapie wegzukommen. In den Augen von Daniel Schröpfer ist Abstinenz nicht das Ziel. Er will seine Patienten jedoch dazu befähigen, ein «normales» Alltagsleben zu führen, so dass sie nicht mehr unter dem Suchtdruck und dem Beschaffungsstress leiden. Durch die Abgabe von Methadon und anderen Substanzen kann dies gelingen.

Einsatz gegen Stigmatisierung

Würde man den Patienten irgendwo auf der Strasse antreffen, käme man nie auf die Idee, dass er mehr als zwanzig Jahre lang Heroin, LSD und allerlei andere Pillen konsumiert hat. Und er erzählt denn auch, dass er immer integriert blieb, nie seine Arbeit verlor, stets eine gewisse Fassade wahrte. «Ich geschäftete mit Grossdealern und konsumierte selber. Mehr als einmal ging ich 'chopps' und wurde verurteilt», sagt er. Als er in Halbfangenschaft kam, machte er vor seinem Arbeitgeber reinen Tisch. Dank seiner Ehrlichkeit konnte er seinen Job behalten.

Der Stadtarzt Daniel Schröpfer nimmt sich bei den Konsultationen Zeit, mit seinen Klienten auch deren Vergangenheit zu reflektieren. Im Sprechzimmer an der Kanonengasse kommt zur Sprache, wie der Patient, der heute erfolgreich im Geschäftsleben steht, früher grosse Risiken einging: «Ich reiste um die Welt und nahm in die Ferien immer Stoff mit – auch grössere Mengen», erzählt er. Heute schüttelt er über sich den Kopf: «Es zeigt, was die Drogen mit mir gemacht haben; ich sah die Gefahr, erwischte zu werden, überhaupt nicht. Wenn ich daran zurückdenke, kann ich mich selber nicht verstehen.»

Für Schröpfer ist dieser Patient der Beweis, dass es Auswege aus der Abhängigkeit gibt und dass Suchtkranke ohne Stigma in unserer Gesellschaft leben können. Er hält fest, die Substitutionsbehandlungen hätten viel dazu beigetragen, dass sich keine offenen Drogenszenen mehr gebildet hätten. Er erwähnt Vorurteile, mit denen er täglich konfrontiert sei: «In den Köpfen vieler Beobachter sind unsere Klienten nur schwierig, furchtbar und laut.» Der Mediziner betrachtet sie in erster Linie als chronisch Erkrankte. «Sie haben wie andere chronisch kranke Patienten, die zum Beispiel unter Diabetes leiden, eine Behandlung verdient.» Darum empfinde er seinen Einsatz jeden Tag als sinnvoll.

tion etwa 50 000 weitere Dosen verabreicht werden.

Nachdem die Eidgenössische Kommission für Impffragen am Dienstag eine entsprechende Empfehlung abgegeben hat, beginnt der Kanton Zürich am Montag mit dem Impfen von Jugendlichen im Alter von 12 bis 15 Jahren. Die Anmeldung ist ab Freitag möglich.

Weiterer Artikel auf Seite 7

Autofrei-Aktion sorgt für Ärger

Anwohner wehren sich gegen die Pläne des Zürcher Stadtrats

MICHAEL VON LEDEBUR

Der Asphalt soll leben, und sei es nur einen Sommer lang: Unter diesem Motto plant das Stadtzürcher Tiefbauamt mehrere Strassensperrungen in verschiedenen Quartieren. Bereits ab dem 19. Juli und bis am 20. August sollen in den autofreien Strassen Kinder spielen und die Boulevardgastronomie aufblühen – so weit die stadträtliche Vision. Doch das Vorhaben steht in der Kritik. Es wurde nie kommuniziert; die Öffentlichkeit erfuhrt davon durch die Ausschreibung der Bauprojekte im «Tagblatt».

Anwohnerinnen und Anwohner wehrten sich mit Einsprachen. Ihre Quartiere seien bereits stark belastet durch Partygänger und Nachtschwärmer, liess eine Gruppe um Alt-Stadträtin Monika Stocker im Kreis 4 den Stadtrat wissen. Das Tiefbauamt blies die Aktion in Aussersihl und in der Altstadt ab, hielt in den anderen Quartieren aber am Vorhaben fest. Doch auch in diesen sind längst nicht alle Bewohner begeistert – namentlich in Wiedikon, wo die Fritschstrasse gesperrt werden soll.

Einschätzung ignoriert

Für Ärger sorgt in Wiedikon der Umstand, dass das Tiefbauamt den Quartierverein um eine Einschätzung gebeten, diese dann aber ignoriert habe. Von einer «Alibiübung» ist die Rede. Der Quartierverein hat daraufhin eine Befragung der Bewohnerinnen und Bewohner der Fritschstrasse durchgeführt, mittels Flyern in 180 Briefkästen. 12 Personen gaben eine Rückmeldung. Zwei Drittel lehnen das Ansinnen gemäss der Umfrage ab, ein Viertel begrüsst es. Eine einzige Person zeigte sich bereit, an der Aktion mitzuwirken. Die Leute hätten Bedenken geäussert, direkt neben der am Wochenende überstrapazierten Fritschwiese zusätzlich die Fritschstrasse zu beleben, weil man Lärm und Littering befürchte.

Der Vorstand des Quartiervereins hat das Tiefbauamt gestützt auf die Umfrage gebeten, auf die Strassensperrung zu verzichten. Vergangene Woche kam die Antwort: Die Stadt habe ebenfalls eine Umfrage durchgeführt, die Hälfte der 21 Rückmeldungen sei positiv gewesen. Zudem habe man diverse Gespräche mit Quartierakteuren, Gewerbetreibenden sowie Anwohnerinnen und Anwohnern geführt und zahlreiche Anregungen aufgenommen. An der Fritschstrasse sei ein «gemeinschaftlicher Vorgarten» geplant. «Wir sind überzeugt, dass wir eine gute Aktion für das Quartier umsetzen können.»

«Stoppen Sie diesen Unsinn»

Dies wiederum kritisiert Urs Rauber, Präsident des Quartiervereins Wiedikon. In seinem Antwortschreiben an das Tiefbauamt spricht er von einer Aktion, die die Behörden offenbar «ghauen oder gstoche» durchführen wollten. «Wir sind erstaunt, wie leichtfertig Sie die Meinung von Anwohnerinnen, Anwohnern und Quartierakteuren zur Seite schieben. Dass Sie ein mit Steuergeldern finanziertes Projekt derart unprofessionell und schludrig durchführen, ist unverständlich, ja verantwortungslos. Nochmals: Bitte stoppen Sie diesen Unsinn.»

Das Tiefbauamt schreibt, es sei nie zur Debatte gestanden, die Aktion abzubrechen. «Wir haben den Quartierverein Kreis 3 eingeladen, bei der konkreten Gestaltung der Fritschstrasse mitzuwirken», sagt Tiefbauamtsprecher Roger Muntwyler. «Die Frage, ob das Projekt an dieser Strasse stattfinden soll oder nicht, war nicht Gegenstand des Schreibens.» Die Umfrage habe man durchgeführt, um Inputs für die Gestaltung zu sammeln.

Urs Rauber hat sich mittlerweile an den Departementsvorsteher Richard Wolff (al.) gewandt. Immerhin – auf sein zweites Schreiben habe Wolff reagiert. Quartiervereine seien wichtige Akteure, habe Wolff geantwortet und einen gemeinsamen Ortstermin vorgeschlagen. Urs Rauber sagt, er zweifle nach wie vor daran, dass eine «Strassenbelebung» an diesem Ort eine sinnvolle Aktion sei.